

# Global Media Journal

German Edition

Vol. 6, No.1, Spring/Summer 2016

URN:nbn:de:gbv:547-201600339

## **Invited Paper: Information to go: Kommunikation im Prozess der Migration am Beispiel syrischer und irakischer Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Deutschland**

**Anke Fiedler**<sup>1</sup>

**Abstract:** Vor dem Hintergrund der Flüchtlingsdebatte in Deutschland 2015 wird in diesem Beitrag danach gefragt, welche (Massen-)Kommunikationskanäle Flüchtlinge vor, während und nach der Flucht nutzen, um sich über migrationsrelevante Themen zu informieren und sich darüber mit anderen Migrationswilligen auszutauschen. Dabei wird nicht nur die Frage nach der subjektiven Bewertung der genutzten Quellen gestellt, sondern auch untersucht, ob die Flüchtlinge eine informierte Entscheidung in den verschiedenen Phasen der Migration treffen. Auf Basis des Uses-and-Gratifications-Ansatzes und der Handlungstheorie (symbolischer Interaktionismus) wurden zwischen November 2015 und Februar 2016 vier Fokusgruppen und 36 Tiefeninterviews mit syrischen und irakischen Flüchtlingen durchgeführt. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass sich die befragten Flüchtlinge vor und während der Flucht gut informiert fühlten, da persönliche Kontakte und soziale Medien die Informationsbedürfnisse weitgehend befriedigen konnten. Informationsdefizite zeigten sich vor allem nach der Ankunft in Deutschland.

**Keywords:** Migration, Flüchtlinge, Syrien, Irak, Mediennutzung, Uses-and-Gratifications-Ansatz, Handlungstheorie, Mobilfunk, Instant Messenger, soziale Medien, interpersonelle Kommunikation

### **Einleitung**

Die Situation von Flüchtlingen in Europa ist in der jüngsten Vergangenheit noch stärker in den Fokus von Medienberichterstattung und Wissenschaft gerückt. Während die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union die Bedingungen einer legalen Immigration in den vergangenen Jahren zunehmend erschwerten, wuchs

---

<sup>1</sup> Die Autorin dankt Kai Sachse, Masterabsolvent an der FU Berlin, und Anja Wollenberg, Leiterin der Berliner Medienentwicklungsorganisation *Media in Cooperation and Transition* (MiCT), die nicht nur an der Entwicklung des Studiendesigns sowie an der Durchführung der Studie maßgeblich beteiligt waren, sondern die den vorliegenden Beitrag auch durch zahlreiche Kommentare verbessert haben.

die Zahl der illegalen Einwanderungen stetig (Klepp 2010, 1–2) und erreichte 2015 mit mehr als einer Million Flüchtlingen einen neuen Höchststand. Allein 885.000 Flüchtlinge zählte die *Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union*, kurz *Frontex*, auf der am stärksten frequentierten östlichen Mittelmeerroute, die mehrheitlich Syrer und Iraker über die Türkei, Griechenland und den Balkan nach Mittel- und Nordeuropa führte (Frontex 2016). Tausende Menschen verloren auf der gefährlichen Überfahrt ihr Leben. Bis heute kämpfen die EU-Staaten mit den Folgen und dem Management der Krise.

Eine holistische Betrachtungsweise der Kommunikations- und Informationsprozesse im Zuge der Migration bleibt dabei in der Regel aus. Weitgehend unklar ist, wie sich Flüchtlinge im gesamten Komplex des Migrationsprozesses – in der unmittelbaren Prämigrations-Phase, während des Transits und in der Phase der Postmigration – informieren. Welche Medienangebote und Kommunikationskanäle nutzen Flüchtlinge vor, während und nach der Flucht, um sich ein Bild über das Zielland, Fluchtrouten, Risiken und weitere migrationsrelevante Themen zu machen und sich darüber mit anderen Flüchtlingen auszutauschen? Wie werden diese Angebote von Flüchtlingen bewertet: Welchen Quellen wird mehr Glauben geschenkt, welchen weniger? Und wie beeinflusst die Glaubwürdigkeit einer Informationsquelle bestimmte Einstellungen vor, während und nach der Flucht? Um es anders zu formulieren: Treffen die Flüchtlinge eine informierte Entscheidung, wenn sie ihr gesamtes Hab und Gut zu Geld machen, ihrer Heimat (vielleicht für immer) den Rücken kehren, um dann in ein Schlauchboot zu steigen, das sie dem Wunschziel ein Stückchen näher bringen soll? Relevant ist dabei nicht nur die Frage, ob sich Flüchtlinge der Gefahr bewusst sind, in die sie sich und ihre Familien bringen. Gewiss: Die Bilder von ertrunkenen Flüchtlingen gingen um die Welt. Aber was ist mit all den anderen Risiken und Überraschungen, die auf der anderen Seite des Ufers warten? Dazu gehört auch eine mögliche Enttäuschung über das neue Leben im Gastland.

Um diese Fragen zu beantworten, wurden zwischen November 2015 und Februar 2016 36 qualitative Tiefeninterviews mit syrischen Flüchtlingen und vier Fokusgruppen mit insgesamt 52 irakischen und syrischen Flüchtlingen in Berlin durchgeführt. In den Interviews ging es nicht nur darum, wie sich die Befragten in allen drei Phasen der Flucht (‘pre-departure’, ‘transit’, ‘arrival’) informierten, sondern auch, welche Informationen sie mit anderen Flüchtlingen teilten. In den Fokusgruppen wurde über die Informationsbedürfnisse und den Medienzugang der in Deutschland ankommenden und lebenden Flüchtlinge diskutiert.

Deutschland steht spätestens seit dem Sommer 2015 im Brennpunkt der Flüchtlingsdebatte. Nach der Dublin III-Verordnung müssen Flüchtlinge eigentlich in dem Land Asyl beantragen und sich mit ihrem Fingerabdruck registrieren lassen, das sie bei ihrer Erstkunft im EU-Territorium erreicht haben. In der Regel betrifft das die Außengrenzen der Europäischen Union. Mit der starken Zunahme der Flüchtlingsmigration konnte Dublin III in praxi aber kaum noch umgesetzt

werden, da sich viele Flüchtlinge statt in Italien oder Griechenland lieber in Deutschland oder Skandinavien registrieren lassen wollten und ihre Reise ungehindert fortsetzten. Die Bundesrepublik hätte auf Dublin III beharren und die Landesgrenzen schließen können. Damit hätte sie aber nicht nur das Schengen-Abkommen und die gesamte Architektur der Europäischen Union ins Wanken gebracht, sondern auch einen Rückstau auf dem ohnehin politisch instabilen Balkan riskiert. Für eine pragmatische Entscheidung sprachen daher „keineswegs nur humanitäre, sondern auch geopolitische Argumente“ (Münkler 2016, 6). Mit dem Entschluss des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF), das Dublin III-Abkommen für syrische Flüchtlinge auszusetzen, entwickelte sich die Bundesrepublik schnell zum Magneten für viele Menschen aus dem Nahen Osten. Fast 1,1 Millionen Flüchtlinge wurden im gesamten Jahr 2015 in Deutschland registriert, mehr als 470.000 Asylanträge gestellt – so viel wie nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik. Mit 34 Prozent kam der größte Anteil der Asylbewerber aus Syrien, gefolgt von Flüchtlingen aus Albanien, dem Kosovo, Afghanistan und dem Irak. Im Frühjahr 2016 lagen Flüchtlinge aus dem Irak sogar auf Platz 2 in der Statistik des deutschen Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF 2016).

Syrische und irakische Flüchtlinge stehen auch im Zentrum dieses Beitrags. Laut Zetter (2007) unterliegt der Flüchtlingsbegriff aufgrund der Globalisierung, der gesteigerten Komplexität von Migrationsprozessen und der Politisierung des Flüchtlings-Labels seit vielen Jahren einem kontinuierlichen Wandel. In der Folge hat sich der Begriff zunehmend ausdifferenziert und man spricht heute nicht nur von Flüchtlingen, sondern auch von Asylbewerbern, Asylberechtigten, (Zwangs-) Migranten oder Kontingentflüchtlingen. Auch die Bundesrepublik machte eine Unterscheidung zwischen Flüchtlingen aus Syrien, für die das Asylverfahren beschleunigt und die Dublin III-Verordnung zeitweise ausgesetzt wurde, und Flüchtlingen aus dem Irak, in deren Fall nur Angehörige bedrohter Minderheiten von den Ausnahmeregelungen profitierten. Der verschiedenen Labels bewusst, werden die Begriffe in den folgenden Ausführungen dennoch synonym verwendet. Im zweiten Abschnitt dieses Beitrags wird zunächst das Forschungsinteresse im theoretischen und wissenschaftlichen Kontext verortet. Neben dem Uses-and-Gratifications-Ansatz bedient sich die vorliegende Studie Elementen aus der Handlungstheorie (Mediennutzung als soziale Handlung; vgl. Renckstorf und Wester 2001) und blickt darüber hinaus auf die Rolle von interpersonellen Kommunikationsprozessen in der Krisensituation der Migration. Nach diesem theoretischen Überblick wird das methodische Vorgehen vorgestellt: der Aufbau des Untersuchungsdesigns, die Auswahl der Befragten sowie die Durchführung der Interviews und Fokusgruppen. Der vierte Teil ordnet die zentralen Befunde der Studie vor dem Hintergrund des theoretischen Konzeptes und der einschlägigen Forschungsliteratur ein.

## Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand

Laut Piga (2007, 211) basieren die meisten Studien zur Mediennutzung von Migranten auf dem Uses-and-Gratifications-Ansatz, der Medienwirkungsperspektive oder den Cultural Studies. In der vorliegenden Untersuchung wird nach den Informations- und Kommunikationsbedürfnissen von Flüchtlingen während des Migrationsprozesses gefragt, weshalb sich auch hier ein Rekurs auf den Uses-and-Gratifications-Ansatz anbietet. Die Grundannahmen besagen, dass (1) Menschen Medien nutzen, um Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Bedürfnisse können lang- oder mittelfristig vorhanden sein oder sich situativ ergeben (Katz, Blumler und Gurevitch 1974); (2) Nutzer wenden sich den Medien aktiv zu. Im Zentrum des Ansatzes steht daher ein aktives Publikum, das Medien gezielt „und nach einem funktionalen Kalkül“ zur Bedürfnisbefriedigung einsetzt (Schweiger 2007, 61). (3) Medien konkurrieren dabei immer gegen andere Mittel der Gratifikationsgewinnung (Katz, Gurevitch und Haas 1973). Zentrale Bedürfnisse können zum Beispiel *kognitiver* (Suche nach Informationen, Wissen und Orientierung), *affektiver* (Stimmungskontrolle, Entspannung, Eskapismus), *sozialer* (parasoziale Beziehungen, soziales Kapital) oder *identitätsstiftender* (Selbstfindung, Identifikation, Geltungsbedürfnisse) Natur sein (vgl. Ruggiero 2000, 7, 26).

Der Uses-and-Gratifications-Ansatz wurde in der Vergangenheit oft kritisiert (vgl. Renckstorf und Wester 2001): So ist zum Beispiel nicht jeder Mediennutzer im Stande oder gewillt, seine Bedürfnisse zu benennen, so dass die empirische Aussagekraft letztlich ungenügend bleibt (Lometti, Reeves und Bybee 1977, 323). Darüber hinaus wird der Ansatz in erster Linie für Situationen der alltäglichen Mediennutzung angewandt; Extremsituationen (wie etwa: Konflikte und Krisen) oder Momente der einmaligen Mediennutzung werden meist ausgeblendet (Schweiger 2007, 67, 72). Zudem vernachlässigt er externe Umstände, wie den kulturellen Kontext, die Verfügbarkeit des technischen Equipments oder die persönliche Situation, die Mediennutzung stärker determinieren können als persönliche Bedürfnisse (Bogart 1965). Es gibt Wissenschaftler, die daher darauf bestehen, dass der Uses-and-Gratifications-Ansatz „not a rigorous social science theory“ (Ruggiero 2000, 3) ist.

Bei aller Kritik sollte das heuristische Potential des Ansatzes nicht unterschätzt werden. Die Grundkonzepte können problemlos auf Motive der Partizipation in sozialen Netzwerken und die Produktion von ‚user generated content‘ übertragen werden (vgl. z.B. Dunne, Lawlor und Rowley 2010). Auch Vermeidungsstrategien, die der Uses-and-Gratifications-Ansatz in der Regel ausklammert (Schweiger 2007, 71), lassen sich erklären und werden hier mitgedacht; denn nicht zuletzt gilt: „It is difficult to imagine uses and gratifications research progressing substantially without a more developed conceptualization of avoidance gratification“ (Lipschultz 1987, 67).

Um den wesentlichen Angriffspunkten dennoch zu begegnen, greift diese Studie zusätzlich einzelne Aspekte aus der Handlungstheorie des symbolischen Interaktionismus auf. Dieser geht in seinen Grundannahmen davon aus, dass (1) Menschen ihr Verhalten anpassen – entsprechend der jeweiligen persönlichen Bedeutung, die ein materieller oder immaterieller Gegenstand für eine Person besitzt. (2) Diese zugeschriebene Bedeutung ist das Produkt von sozialer Interaktion, die eine Person mit ihrem Umfeld hat, und (3) diese Bedeutung verändert sich im Rahmen des interpretativen Prozesses, den diese Person in der Auseinandersetzung mit Dingen vollzieht (Blumer 1986, 2). Auf die Mediennutzung übertragen bedeutet dies, dass Medien und Inhalte immer in einem persönlichen Aushandlungsprozess eingeordnet und interpretiert werden. Die Bedeutung, die ein Rezipient diesen zuschreibt, kann sich aufgrund persönlicher Erfahrungen und des situativen Kontextes ändern. Es ist ein Unterschied, ob ein Syrer im heimischen Dorf eine Nachricht auf *Facebook* über den Untergang eines Flüchtlingsbootes rezipiert oder im Moment des Betretens eines solchen Bootes. Rezeptionsprozesse müssen vor dem Hintergrund struktureller und situativer Einflüsse (hier bedingt durch die Flucht) und der soziokulturellen Praxis (Kultur, Werte, etc.) verstanden werden (Schweiger 2007, 319–20). Mithilfe des symbolischen Interaktionismus lassen sich daher „unterschiedliche Situations-typen“ mit „unterschiedliche[n] Modi der Mediennutzung“ in einem gemeinsamen Ansatz integrieren (ebd., 316). Während Alltagssituationen (und mit ihnen die alltägliche Mediennutzung) in der Regel als unproblematisch gelten, da Individuen gelernt haben, wie sie sich verhalten müssen, sind Ausnahmesituationen (zu denen man zweifelsohne den Fluchtprozess zählen kann) als ein „conscious concern“ problematisch einzustufen, da noch keine Alltagsroutine vorhanden ist (Renckstorf und Wester 2001, 391).

In der Forschungsliteratur zum Thema Migration, die in der Tradition des Uses-and-Gratifikations-Paradigmas steht, finden sich bislang ausschließlich Studien zur Postmigrations-Phase. In der Studie von Thomas und Lim (2010) geht es beispielsweise um die Gratifikationen durch Handynutzung unter indischen und philippinischen Gastarbeiterinnen in Singapur. Ganz unabhängig von der theoretischen Perspektive spiegelt sich die herausgehobene Bedeutung des Mobilfunks im Migrationsprozess im Forschungskanon wider (vgl. Horst und Taylor 2014; Wallis 2013; Johnson 2013; Harney 2013; Horst 2006; Mahler 2001). Vertovecs (2004) viel zitierter Beitrag zum „social glue of migrant transnationalism“ (gemeint sind billige internationale Telefonanrufe) lässt sich heute leicht auf Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) im Allgemeinen übertragen – Internet, soziale Medien und Instant Messengers eingeschlossen (Witteborn 2015; Nyamnjoh 2014; Baron, Neils und Gomez 2013; Madianou und Miller 2012; Panagakos und Horst 2006; Wilding 2006; Benítez 2006; Parham 2004). Pieper, Kuster und Tsianos (2013; 2011) haben im Rahmen des EU-Forschungsprojektes *Mig@Net* untersucht, „how migration and gender intersect in transnational digital networks“ (Leurs 2014, 383) und dabei herausgefunden, dass vor allem die sozialen Medien, wie *Facebook*, *Twitter* oder

*Skype*, „wirkmächtige Akteure in der Bewältigung des bordercrossing“ sind (Pieper, Kuster und Tsianos 2013, 234). Newell, Gomez und Guajardo (2016), die Migranten an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze interviewten, gewichten die Informationskanäle etwas stärker zugunsten sozialer Interaktion: Sie nennen „primarily word of mouth“ und erst dann „the use of cell phones, which ultimately provide migrants with more—and more credible—migration-related information“ (Newell, Gomez und Guajardo 2016, 181).

Diese Studie bildet eine ideale Überleitung zur nächsten und zugleich letzten theoretischen Überlegung für den vorliegenden Beitrag. Handlungstheorien, wie der symbolische Interaktionismus, stellen heraus, dass die Verarbeitung von Informationen durch Individuen mehreren Interpretationsschritten unterliegt, in deren Zuge die Informationen mit immer neuem Wissen aufgeladen werden (Renckstorf und Wester 2001, 393). Interpersonelle Kommunikation kann eine zentrale Rolle in diesem Deutungsprozess spielen, insbesondere für Flüchtlinge. Gewisse Informationen lassen sich nur in der interpersonellen Interaktion verifizieren oder falsifizieren. Dazu kommt, wie Newell, Gomez und Guajardo betonen, dass „word-of-mouth communications“ im konkreten Fall der Migration „has no formal expression or concrete manifestation in traditional media or other sources of information“ (2016, 184).

Die Kommunikationswissenschaft beschäftigt sich zwar mit Massenkommunikation, aber gerade das Beispiel Instant Messenger zeigt, wie die Grenzen zwischen Individual- und Massenkommunikation zunehmend verwischen. In ihrer Untersuchung zur Rolle von *WhatsApp* während der Militäroperation *Protective Edge* in Israel im Juli 2014 zeigen Malka, Ariel und Avidar (2015), dass die Smartphone-Application, die kein Massenkommunikationsmedium ist, während der Kriegshandlungen wie ein solches funktionierte. Sie wurde zur wesentlichen Informationsquelle für viele Israelis und half den Nutzern zugleich, die Ereignisse besser einordnen zu können. Die Autoren kommen in ihrer Pilotstudie daher zu dem Schluss, dass „*WhatsApp* may be thought of as a unique combination of mass and interpersonal communication channels“ (Malka, Ariel und Avidar 2015, 329). Handys galten lange als „seemingly pedestrian technologies“ (Panagakos und Horst 2006, 111), aber heute ist ein Smartphone „no longer just a device that facilitates communication between two individuals; it is also a hybrid technology that integrates audio, video and text with a display screen“ (Chan 2015, 97). Handys und Smartphones gelten mittlerweile als „tools helping to overthrow regimes“ (Wall, Campbell und Janbek 2015, 11).

Es gibt aber mindestens noch einen weiteren Grund, warum das Konzept der interpersonellen Kommunikation für die vorliegende Studie wichtig ist: Gerade in Katastrophen- und Krisensituationen (und der Moment der Flucht lässt sich hier sicherlich dazuzählen) werden Informationen eher über persönliche Netzwerke verbreitet (vgl. z.B. Noll 2003). Jüngstes Beispiel sind die Anschläge in Brüssel im März 2016, als die Handynetze aufgrund des hohen Gesprächsaufkommens

komplett zusammenbrachen. Mit dem Fokus auf interpersonelle Kommunikation grenzt sich diese Untersuchung auch von einigen anderen Vorgängerstudien ab: Diminescu und Loveluck (2014, 23) sprechen in ihrem Beitrag zu „diasporic self-representations“ im Internet davon, dass „even before s/he has left, the would-be migrant now usually forms her/his project after a thorough search on Google, rather than after hearing the stories told by those who have returned from emigration.“ Die folgenden Ausführungen zeigen, dass sich die Waagschale längst nicht immer so eindeutig zugunsten der digitalen Medien senkt.

## Untersuchungsdesign

Für die vorliegende Studie wurde ein qualitatives, exploratives Vorgehen gewählt, das sich besonders bei der Suche nach Motiven und persönlichen Einstellungen von Rezipienten anbietet. Für die qualitativen Tiefeninterviews wurde auf Basis des theoretischen und empirischen Kenntnisstandes ein teilstandardisierter Leitfaden mit offenen Fragen entwickelt, der die folgenden Themenkomplexe umfasste:

- *Biografischer Hintergrund*: Alter, Herkunft, Familienstand, Ausbildung/Beruf, Verwandtschaft (Europa), Religionszugehörigkeit, Fremdsprachenkenntnisse, Auslandserfahrungen vor der Flucht (aus privaten/beruflichen Gründen);
- *Soziale und psychologische Situation* (Uses-and-Gratifications, symbolischer Interaktionismus): Leben vor der Flucht (Alltag im Krieg), Flucht (Fluchtursachen, Vorbereitung, Fluchtroute) und Ankunft in Deutschland (Dauer des Aufenthalts, rechtliche Situation, aktuelle Wohnsituation);
- *Mediennutzung* (Uses-and-Gratifications): Zugang und Ausstattung, Präferenzen und Bewertung, Motive;
- *Weitere Informationsquellen* (interpersonelle Kommunikation): persönliche Kontakte (Familie, Freunde, andere Flüchtlinge), Art des Austausches (elektronisch mediatisiert über Mobilfunk und soziale Medien, ‚face-to-face‘), Bewertung.

Die Interviews wurden von acht arabischen Muttersprachlern (mehrheitlich Studenten mit befristetem oder unbefristetem Aufenthaltstitel in Deutschland) sowie einer deutschsprachigen Interviewerin mit sehr guten Arabischkenntnissen geführt, aufgezeichnet, transkribiert und vom Arabischen ins Deutsche oder Englische übersetzt. Die Befragung fand zum Teil in den Notunterkünften für Flüchtlinge statt; einige Studienteilnehmer wurden an öffentlichen Orten (etwa im Café oder Restaurant) oder in ihrer Wohnung interviewt. In letzterem Fall handelte es sich in der Regel um Flüchtlinge, die schon längere Zeit in Deutschland lebten oder bei Verwandten untergekommen waren. Die Rekrutierung der Teilnehmer erfolgte in erster Linie über persönliche Kontakte der Interviewer und

über das ‚Schneeball-Prinzip‘. Allen Befragten wurde Anonymität garantiert, um ein möglichst offenes Gesprächsklima zu schaffen. Bei den verwendeten Namen in diesem Beitrag handelt es sich ausschließlich um Pseudonyme. Die meisten Befragten sprachen allerdings sehr offen über ihr Leben in Syrien und ihre Erfahrungen auf der Flucht. „Es macht mir nichts aus, meinen Namen zu nennen. Mein Leid ist für mich keine Scham, weder in Deutschland noch an irgendeinem anderen Ort“, äußerte ein 20-jähriger syrisch-palästinischer Flüchtling aus Aleppo. Nur sehr wenige waren misstrauisch und wollten keine Angaben zu persönlichen Verhältnissen machen, zum Beispiel aus welchem Dorf in Syrien sie stammen. „Ich möchte darüber nicht sprechen. Ich bin in einer schwierigen Situation hier“, sagte beispielweise ein 25-jähriger Student während des Gesprächs, der seit fünf Monaten in Deutschland ist. Manche Befragten wollten keine Informationen über ihre zurückgebliebenen Familienmitglieder in Syrien preisgeben aus Angst um das Leben ihrer Angehörigen.

Dem Prinzip der theoretischen Sättigung folgend, wurden Flüchtlinge mit unterschiedlichen Profilen befragt. Die biografischen Variablen (Geschlecht, Herkunft, Alter, Beruf) wurden so oft variiert, bis neue Fälle keinen zusätzlichen Erkenntnisgewinn mehr erbrachten (vgl. Ritchie et al. 2014, 115). Außerdem wurde auf die Aufenthaltsdauer in Deutschland geachtet (maximal zwei Jahre).

Von den 36 Befragten waren 25 männlich und elf weiblich. Längst nicht alle wollten ihre Religionszugehörigkeit verraten, aber mindestens 19 Befragte gehörten der sunnitischen Glaubensrichtung an. Außerdem fanden sich im Sample drei Drusen, ein Schiit, ein Alawit, vier Christen und – nach eigener Aussage zur Frage der Religionszugehörigkeit – ein Kommunist. Die Mehrheit der Befragten (24) hat studiert und gehörte den oberen Bildungsschichten Syriens an. Dies deckt sich mit dem Wissen über die demografischen Strukturen von Flüchtlingen aus dem arabischen Raum in Deutschland: In Europa landen nicht unbedingt die mittellosen Syrer und Iraker aus den Flüchtlingslagern, die sich die Reise nur in Ausnahmefällen und mit finanzieller Unterstützung durch Familie und Freunde leisten können. Daher fanden sich im Sample kaum Befragte aus dem Dienstleistungssektor oder handwerklichen Milieu. Nur die wenigsten Studienteilnehmer hatten Auslandserfahrung; fast niemand war zuvor in Europa gewesen. Einige Befragte hatten (entfernte) Familienangehörige in Deutschland oder anderen europäischen Ländern.

Die Altersspanne reichte von 17 bis 64 Jahren. Die meisten Teilnehmer (26) waren zum Befragungszeitpunkt weniger als sieben Monate in Deutschland. Viele machten sich alleine auf die weite Reise, einige flüchteten gemeinsam mit dem Ehepartner und/oder den Kindern. Drei Befragte kamen aus den kurdischen Gebieten Syriens, ein großer Teil der Studienteilnehmer war aus Damaskus (bzw. aus dem Stadtviertel und palästinensischen Flüchtlingslager Yarmouk in der Hauptstadt) oder Aleppo. Die Gespräche dauerten zwischen 40 Minuten und 3 Stunden, die Mehrzahl jedoch zwischen 1,5 und 2 Stunden. Vier Gespräche wurden als Paarinterviews geführt.



Die Befragung von Flüchtlingen bringt einige methodische Herausforderungen mit sich: Die Erlebnisse des Krieges und die Strapazen der Flucht führen bei vielen Zwangsmigranten zu posttraumatischen Belastungsstörungen. Auf die psychischen Leiden wird im Ergebnisteil noch ausführlicher eingegangen. Es versteht sich von selbst, dass Interviewer bei der Befragung nicht nur kulturelles Feingefühl mitbringen müssen, sondern auch psychologisches Einfühlungsvermögen (Craig, Jajua und Warfa 2009, 352–3). Da mehrheitlich Interviewer aus derselben Herkunftsregion die Gespräche führten, wurden diese Voraussetzungen weitgehend als gegeben betrachtet. Einige Interviewer berichteten, dass die dramatischen Geschichten der Flüchtlinge für sie selbst zu einer psychischen Belastungsprobe geworden seien.

Als schwierig erwies sich auch, dass die Flüchtlinge zum Teil in ihrer aktuellen Umgebung, zum Beispiel im Flüchtlingsheim, interviewt werden mussten und sich eine andere Person – etwa ein Familienmitglied oder Mitbewohner – im selben Zimmer befand, was „may have affected their ability to disclose certain experiences“ (Khawaja et al. 2008, 509). Wie wichtig die Präsenz des Partners sein kann, zeigt das Beispiel des 44-jährigen Youssef, Arabischlehrer aus Idlib, dessen Ehefrau die gesamte Dauer des Interviews neben ihm saß und leise weinte, während er erzählte. Am Ende des Gesprächs schlossen sich beide in die Arme und drückten ihre Liebe und Unterstützung füreinander aus.

Jedes qualitative Interview stellt ein Konstrukt aus Erzählungen und Erinnerungen der interviewten Person dar (vgl. Meyen, Löblich, Pfaff-Rüdiger und Riesmeyer 2011), die stets subjektiv sind und sich kaum überprüfen lassen. Die kritische Einordnung von Aussagen der Studienteilnehmer ist daher ein zentrales Element der Ergebnisinterpretation. Jeder Flüchtling hat ‚seine‘ Geschichte, die unter Umständen mit Fantasieelementen angereichert ist, um möglicherweise einen schnellen Familiennachzug zu erwirken oder als Härtefall eingestuft zu werden. „Es gibt hier einige Flüchtlinge in Deutschland, die sich als Syrer ausgeben, obwohl sie in Wirklichkeit Tschetschenen, Albaner oder Afghanen sind“, behauptete zum Beispiel Ghada, eine 48-jährige Kosmetikerin aus Aleppo. „Mir wurde gesagt, dass die Familienzusammenführung beschleunigt wird, wenn meine Angehörigen in Gefahr sind oder ein Kind krank ist. Das war aber eine Fehlinformation“, sagte Yassir, ein 33-jähriger Beamter aus Dara’a, dessen Kind seinen Angaben nach nicht nur schwer krank, sondern in Syrien auch von Sicherheitskräften entführt worden sei, „damit ich für den Geheimdienst arbeite.“ Er selbst habe heimlich die Revolution unterstützt und sein Schwiegervater sei durch die Splitter einer Bombe gestorben. Man wünscht sich beinahe, dass nicht alles an dieser Geschichte wahr ist.

Um die methodischen Schwächen zu glätten, wurden für die vorliegende Studie auch vier Fokusgruppen mit je 12 bis 15 Teilnehmern zu Informationsbedürfnissen der in Deutschland ankommenden und lebenden Flüchtlinge durchgeführt. Bei den Befragten handelte es sich um Syrer und Iraker, die innerhalb der

vergangenen 24 Monate nach Deutschland gekommen waren. Die Gruppen wurden unterteilt in Flüchtlinge, deren Einreise vor weniger als sieben Monaten erfolgt war und Flüchtlinge, die sich schon länger im Land aufhielten (aber maximal zwei Jahre) und bereits den Status der ‚Aufenthaltserlaubnis‘ hatten. Die Gruppengespräche dauerten rund drei Stunden und wurden an einem neutralen Ort von zwei muttersprachlichen Arabern geführt und protokolliert. Innerhalb jeder Gruppe wurde eine Durchmischung von Frauen und Männern angestrebt sowie eine Repräsentation möglichst verschiedener Bildungs- und Einkommensmilieus. Die Teilnehmer waren zwischen 18 und 35 Jahren alt.

## **Ergebnisse**

In diesem letzten Abschnitt werden die zentralen Befunde aus den Tiefeninterviews und Fokusgruppen vorgestellt. Die Ergebnispräsentation orientiert sich an den theoretischen Grundlagen, die in Abschnitt zwei vorgestellt wurden. Die Analyse erfolgt in drei Schritten: von der Zeit unmittelbar vor der Flucht (Prämigration), der Flucht (Transit) bis zur Ankunft in Deutschland (Postmigration). Zunächst wird zu Beginn eines jeden Abschnitts die soziale und psychologische Situation der Flüchtlinge beleuchtet, da diese ausschlaggebend für die Mediennutzung ist, folgt man den Annahmen des Uses-and-Gratifications-Ansatzes (vgl. Rubin 2002). Vor diesem Hintergrund wird dann der Blick auf die Informationsbeschaffung und -verbreitung im Kontext der Migration gerichtet: Welche Quellen nutzen die Flüchtlinge und wie werden diese bewertet?

### ***Prämigrations-Phase***

Die Befragten haben in den Interviews zum Teil grausame Geschichten erzählt. Abbas, ein 29-jähriger Beamter aus Al-Raqqa, fürchtete um seinen Sohn, den IS-Anhänger zu Moschee-Besuchen zwangen und ihn für den bewaffneten Kampf gewinnen wollten. Als starker Raucher (ein ‚unislamisches‘ Laster in den Augen der Radikalen) traute er sich selbst schon länger nicht mehr vor die Haustüre: „Ich habe jeden Moment damit gerechnet, dass jemand kommt und uns abschlachtet.“ Gerade die jüngeren Männer zwischen 20 und 40 Jahren hatten Sorge, zum Kriegsdienst eingezogen zu werden. „Die syrische Regierung wollte mich“, erzählte Suleiman, ein 29-jähriger Geschichtslehrer aus einem kleinen Dorf bei Hama.

Die Befragten berichteten von Bombenangriffen, Hunger, Kälte, Stromausfällen, zerstörten Häusern, Panikattacken und Angstzuständen. In der Psychologie gibt es ein eigenes Feld, das sich mit posttraumatischen Belastungsstörungen und Depressionen bei Flüchtlingen beschäftigt (vgl. Craig, Jajua und Warfa 2009; Khawaja et al. 2008). Viele haben Verletzte und Tote im Familien- und Bekanntenkreis zu beklagen. „Ich hätte nie gedacht, dass ich mal meine Bücher und Möbel verbrennen muss, um ein bisschen Wärme zu haben“, erinnerte sich Youssef, der Arabischlehrer aus Idlib. Fast niemand sah für sich oder die Familie noch eine

Perspektive in der Heimat. „Ich dachte an meinen Sohn und entschloss mich, nach Europa zu gehen“, so der 30-jährige Samir aus Damaskus: „Für seine Zukunft.“ Auch fehlende Berufsperspektiven und die Angst, alleine zurückzubleiben, wurden als Fluchtmotive genannt. Viele haben ihre Anstellung verloren und hielten sich und die Familie mit Gelegenheitsjobs über Wasser. „Als mein Arbeitsvertrag beim UNHCR auslief, konnte ich nichts Neues finden. Und alle meine Freunde hatten das Land schon verlassen“, sagte Ramzi, ein studierter Finanzexperte aus Damaskus mit einem tadellosen Lebenslauf. Und doch: Fast jeder betonte, die Heimat zu lieben. „Ich bin so stolz auf Syrien, wie es jeder Patriot einer jeden Nation nur sein kann.“ Wer Suleiman so reden hört, vergisst für einen Moment, dass genau dieser Staat ihn für Assad in den Krieg schicken wollte.

Mit dem Begriff ‚Flucht‘ assoziiert man in der Regel ein fluchtartiges Aufbrechen, plötzlich und ohne Vorbereitung. Tatsächlich haben sich die meisten der Befragten sehr intensiv mit dem Gedanken des Fliehens über einen längeren Zeitraum beschäftigt. „Die Entscheidung kam nicht von jetzt auf gleich. Es war eine ganze Reihe von Ereignissen, die mich schließlich dazu bewogen haben, Syrien zu verlassen“, berichtete die 21-jährige Mona, eine drusische Soziologiestudentin aus Al-Suweida. Sie musste dafür hart mit ihrem Vater verhandeln, der sie anfangs nicht gehen lassen wollte. Die wenigsten flohen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, wie etwa Wafa, eine Rechtsanwältin aus Dara’a: „Es war nicht meine Entscheidung. Meine Vater sagte plötzlich: Draußen wartet das Auto. Wir gehen nach Jordanien.“

Dieser Aspekt ist wichtig: Durch das Überlegen und Abwägen bleibt Zeit, sich auf die Flucht vorzubereiten. In der Prämigrations-Phase wurde intensiv nach migrationsrelevanten Informationen gesucht, (pro-)aktiv und über verschiedene Kanäle. Neben kognitiven Motiven (Überblickswissen, Orientierung) spielten dabei auch Sicherheitsbedürfnisse eine Rolle – vor allem, die körperliche Unversehrtheit (dank Wissen) zu gewährleisten. Es ist bekannt, dass das Orientierungsbedürfnis steigt, wenn widersprüchliche Informationen vorliegen. Dies führt zu einer verstärkten Suche nach neuen Informationen, um Unsicherheiten und Ängste, gerade in Situationen des Konfliktes, abzubauen (Lev-On 2011, 101). Auf der anderen Seite ist das Vertrauen in die Quelle von eminenter Bedeutung, denn nur glaubwürdige Informationen können eine Orientierungsfunktion erfüllen (Schweiger 2007, 257).

Für die traditionellen Medien scheinen beide Aspekte (vertrauenswürdig und konsistent) nicht zuzutreffen, denen die Befragten großes Misstrauen entgegenbrachten. „Das ist doch alles nur Gehirnwäsche“, sagte Amir, ein 48-jähriger Hairstylist aus Hama und damit einer der wenigen Nicht-Akademiker im Sample: „Aber niemand kann uns für dumm verkaufen.“ Das Urteil über die Medien, vor allem die heimischen, aber teilweise auch die internationalen, fiel in allen Interviews vernichtend aus. Schon vor dem Krieg wurde die Bevölkerung zum Misstrauen gegenüber den Regime-Medien sozialisiert (Marrouch 2014, 8; Wall, Campbell und Janbek 2015, 8). Dieses Misstrauen wurde durch den Krieg noch

zusätzlich verstärkt, was bei einigen Befragten zur medialen Totalverweigerung führte. Leila zum Beispiel, eine 25-jährige Architektin aus Damaskus, hatte nach fünf Jahren Krieg genug: „Die Medien haben mich einfach nur noch gelangweilt und ich habe keine Nachrichten mehr geschaut.“

Zur besseren Erinnerung wurde den Befragten eine Medienliste vorgelegt, die eine Vielzahl an lokalen (pro-Regime und oppositionellen) sowie internationalen Medienangeboten enthielt. Interviewer und Befragter gingen die Liste gemeinsam durch, um herauszufinden, welche Angebote der Befragte kannte und auch tatsächlich genutzt hatte. Der Medienzugang, vor allem zum Satelliten-TV, war bei allen Befragten gut, was sich auch im Medienrepertoire widerspiegelte. Die meisten nutzten eine Vielzahl an Fernsehsendern, Newsportalen und sozialen Medien (vor allem *Facebook*); Radio und Presse waren dagegen weniger verbreitet. Wer nicht Leilas Vogel-Strauß-Strategie folgte, machte es wie Mona, die Soziologiestudentin: „Wir haben alles geschaut. Auch die Nachrichten der Gegenseite, um uns zu amüsieren, aber auch um zu wissen, was die andere Seite denkt. Was das Regime sagt.“ Ähnliche Zitate finden sich in vielen Interviews, was eine differenziertere Betrachtung des Selective-Exposure-Paradigmas (vgl. Festinger 1957) im Konfliktkontext notwendig erscheinen lässt und weiterer Forschung bedarf. In einem Punkt waren sich aber ausnahmslos alle Befragten einig, egal ob Verweigerer der traditionellen Medien oder vergleichende Nutzer: die Unverzichtbarkeit von sozialen Netzwerken und persönlichen Kontakten zur Informationssuche, auch wenn diesen kein vorbehaltloses Vertrauen entgegengebracht wurde. „Ich habe am Ende nur noch *Facebook* genutzt“, sagte zum Beispiel Leila, die Medienverweigerin. In der Tat ist der Krieg in Syrien „the first conflict that has been covered so remotely for so long a stretch of time via Skype interviews, or YouTube amateur footage of local media activists monitored from bureaus in the region“ (Marrouch 2014, 9). Powers und O’Loughlin (2015, 174, 176) sprechen sogar vom “most digitally documented war in history” und einem “tremendous access to information.”

Das führt zu dem Paradoxon und zu dem ersten überraschenden Ergebnis dieser Studie, dass sich die Mehrzahl der Interviewten trotz ihrer Aversion gegen die traditionellen Medien gut oder sogar sehr gut in Syrien informiert fühlte: „Ich habe über *Facebook* erfahren, dass es mein Nachbar in Al-Raqqa war, der den jordanischen Piloten Moaz al-Kassasbeh gefilmt hat, während ihn der IS bei lebendigem Leib verbrannte“, erzählte Abbas: „Wir haben alles über *Facebook* erfahren.“ Laut Youssef mag es „wie eine Übertreibung klingen“, aber „mit *Facebook* hatten wir immer Live-News. Zum Beispiel bei Kämpfen in der Nachbarschaft. Manchmal hat auch jemand *YouTube*-Videos hochgeladen.“ Majed, ein 20 Jahre junger Mann aus Aleppo mit palästinensischen Wurzeln, verstand schon die Frage nicht: „Nachrichten über den Konflikt? Wir lebten inmitten des Konfliktes und wussten was passierte. Die Nachrichten in den Medien waren doch nicht für uns bestimmt, sondern für die Zuschauer außerhalb Syriens.“ Einige Befragte sagten, dass sie vor dem Ausbruch des Krieges kein Internet gehabt

hätten. Nach der ‚Revolution‘ aber führte kein Weg mehr daran vorbei, auch wenn Stromausfälle und eine langsame Übertragungsgeschwindigkeit die Nutzung regelmäßig behinderten.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch, warum sich die Befragten gut mit migrationsrelevanten Informationen (wie Fluchtrouten, Preise und Risiken) versorgt fühlten, weil sie überwiegend ihren bisherigen Nutzungsgewohnheiten folgten. „Es reicht, wenn man auf Arabisch ‚Schmuggeln‘ und ‚Europa‘ bei *Facebook* eingibt. Man findet dort alles, was man braucht“, sagte zum Beispiel Samir. „Natürlich gibt es auch falsche Informationen, aber ich habe immer zwischen den Zeilen gelesen: was klingt logisch, was ist wahrscheinlich Humbug.“ Auch auf die Frage, welche Informationen ihm vor der Abreise gefehlt haben, folgte eine klare Antwort: „Ganz ehrlich: nichts.“ Viele hielten darüber hinaus schon vor der Flucht Kontakt zu Freunden und Bekannten, die es bereits nach Europa geschafft hatten, um sich über Zielländer zu informieren. „Mein Schwager ermutigte mich, nach Deutschland zu kommen“, berichtete Omar, ein 45-jähriger Mosaikrestaurator aus Idlib. „Er sagte, es sei ein sicheres Land und es gebe Zukunftsperspektiven.“ Andere hatten sich zwar schon vor der Abreise informiert, entschieden sich aber erst auf der Flucht für ein Zielland, so wie Youssef: „Als wir in Athen angekommen waren, haben wir uns überlegt: Deutschland, Norwegen, Schweden oder Holland? Freunde von uns in Deutschland sagten, dass die Familienzusammenführung dort nur sechs Monate dauern würde, so dass wir uns auf dieses Ziel einigten.“ Die interpersonelle Kommunikation erfolgte in der Regel über soziale Netzwerke oder Instant Messenger. Der 27-jährige Malik aus Damaskus richtete sich extra einen *Facebook*-Account ein, weil ihm sein Bruder in Berlin dazu geraten hatte. Zusammen mit bestimmten Informationen aus den traditionellen Medien fügte sich so das Puzzle zusammen – auch für die 27-jährige Jameela, eine Hausfrau aus Aleppo: „Die ganzen toten Flüchtlinge im Mittelmeer. Das kannte ich aus dem Fernsehen. Sie nannten es immer: das Tote Meer.“

Die Sicherheitsbedürfnisse (vor allem: körperliche Unversehrtheit) erklären auch, warum viele das Internet nur zur Informationssuche, nicht aber zur Informationsverbreitung nutzten (Stichwort: Vermeidungsstrategie). „Ich hatte immer Angst, dass der Mukhabarat, der syrische Geheimdienst, mitliest“, erinnerte sich Abbas aus Al-Raqqa. Wall, Campbell und Janbek (2015, 11–12), die eine Studie zum Informationszugang unter syrischen Flüchtlingen in Jordanien durchgeführt haben, fanden heraus, dass viele Befragte „believed the Syrian government tracks international calls.“ Aus diesem Grund bleiben kritische Dinge am Handy oft unausgesprochen – oder man ist gezwungen, „coded language“ zu benutzen.

### ***Transit-Phase***

Längst nicht alle Befragten haben Syrien mit dem Ziel ‚Europa‘ verlassen. Wafa, die Rechtsanwältin, fuhr tatsächlich mit ihrem Vater und der Schwester ins

Zaatari-Flüchtlingscamp in Jordanien, wo sie zwei Jahre bis zu ihrer Flucht nach Deutschland verbrachten. Der 20-jährige Majed lebte zunächst zweieinhalb Jahre in der Türkei, wo er sich mit verschiedenen Gelegenheitsjobs über Wasser hielt. Schon auf dieser Etappe kämpften beide mit den Folgen des eingeschränkten Informationszugangs. Majed hatte in der Türkei weder Fernsehen noch Internet. Wall und ihre Mitautoren (2015) beschreiben in ihrer Studie sehr anschaulich, was die „information precarity“ mit syrischen Flüchtlingen im jordanischen Zaatari-Camp macht. Die meisten anderen Befragten hatten innerhalb Syriens mehrfach den Wohnort gewechselt, in der Hoffnung, dass es woanders besser sein könnte. Um die teure Reise nach Europa bezahlen zu können, verkauften viele ein Stück Land, Schmuck, das Auto oder sie liehen sich Geld bei Verwandten. In der Regel kostete die Reise zwischen 3.000 und 5.000 US-Dollar pro Person. Wer ein ‚VIP-Boot‘ genommen oder die sicherere Landroute gewählt hatte, musste noch tiefer in die Tasche greifen: Bis zu 10.000 US-Dollar hatten einige Befragte an Schmuggler für die Flucht nach Deutschland gezahlt.

Natürlich hatte jeder seine eigene Geschichte der Flucht zu erzählen. Hussein, ein 50-jähriger Elektromechaniker aus Aleppo, nahm den Weg über die gefährliche Route aus Nordafrika – erst Ägypten und dann mit einem Boot nach Italien: „Wir waren 500 Leute an Bord. Zehn Tage ohne Essen und Trinken.“ Mohamed, ein 35-jähriger Optiker aus Damaskus, reiste mit dem Flugzeug und gefälschten Pässen über Italien bis nach Deutschland. Die meisten Befragten kamen allerdings über die Balkanroute. Erst ging es von Syrien mit dem Taxi oder Flugzeug in den Libanon oder direkt in die Türkei. An der türkischen Küste wurde dann Kontakt zu Schmugglern aufgebaut, der entweder über Flüchtlinge zustande kam, die das Mittelmeer bereits passiert hatten, oder zuvor über *Facebook* geknüpft worden war. Nur wenige Befragte suchten sich erst vor Ort einen vertrauenswürdigen Schmuggler, mit dem sie direkt über den Preis und die Konditionen verhandelten.

Von der türkischen Küste ging es in der Regel weiter mit dem Schlauchboot nach Griechenland. Manche Befragten wurden kurzzeitig von den griechischen Behörden verhaftet oder für einige Zeit festgesetzt. Auch in Mazedonien machten viele Befragte negative und unangenehme Erfahrungen mit den lokalen Behörden. Einige berichteten von Schlägen durch Polizisten und langen Wartezeiten auf die Papiere zur Weiterreise. Der Grenzübertritt nach Mazedonien und Serbien wurde häufig nachts und illegal vollzogen. Eine der größten Herausforderungen stellte aber die Durchquerung von Ungarn dar. Die Studienteilnehmer erzählten von Verhaftungen, Demütigungen und physischer Gewalt durch die ungarischen Sicherheitsorgane. Erst gegen eine Bezahlung und nach der erzwungenen Speicherung des Fingerabdrucks (den die Flüchtlinge aufgrund des Dublin-Abkommens verweigern wollten) durften sie weiterreisen. Von Österreich aus ging die Fahrt dann weiter mit dem Zug in Richtung Deutschland.

Es braucht nicht viel Vorstellungsvermögen, um zu erahnen, wie es um die soziale und psychologische Situation der Flüchtlinge in der Transit-Phase bestellt war. Die

Befragten sprachen von tagelangen Märschen bei Hitze und Regen, von Angst, Hunger und Erschöpfung. Viele hatten nur noch ihre Kleidung am Leib. „Irgendwie schaffte ich es im Dunkeln und trotz des Regens ein Feuer zu machen“, erzählte Abbas von einer Nacht, die er im Wald verbringen musste. „Als mein Sohn endlich in meinem Schoss eingeschlafen war, bewegte ich mich nicht mehr, weil ich ihn auf gar keinen Fall wecken wollte. Bis heute habe ich eine Brandnarbe an meinem Bein, weil ich zu nah am Feuer gesessen war.“

Alle Befragten waren sich über die größten Gefahren der Flucht bewusst. Durch die Medien, über *Facebook* und Mundpropaganda hatten sie schon vor der Abreise Geschichten von anderen Flüchtlingen gehört und wussten, dass sie im Mittelmeer ertrinken oder Opfer von Gewalt, Diebstahl, Vergewaltigung und Betrug werden konnten. „Ich war mir über all diese Dinge im Klaren. Aber was hätte ich tun sollen? Mir blieb nur die Wahl zwischen fliehen oder sterben in Syrien.“ Hier spricht kein Mensch mit langer Lebenserfahrung, sondern der 20-jährige Khaled – ein Schüler, der seine gesamte Jugend im palästinensischen Yarmouk-Camp in Damaskus verbracht hatte und noch nie im Ausland gelebt, geschweige denn Europa besucht hat. Selbst die Flüchtlinge, die erst auf der Reise über das Dublin-Abkommen oder über gefährliche Schmuggler erfuhren, fühlten sich ausreichend informiert durch den ständigen Kontakt zu anderen Flüchtlingen auf der Route, über Instant Messenger und über soziale Netzwerke. Dieses subjektive Gefühl des ‚Gut-informiert-Seins‘, das die Flüchtlinge vor und während der Flucht begleitete, wurde bei vielen Studienteilnehmern erst nach der Ankunft in Deutschland erschüttert, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird.

Die meisten Befragten haben die Flucht vor ihrem geistigen Auge durchgespielt, wie zum Beispiel Samir: „Alle Bekannten, die es nach Deutschland geschafft hatten, rieten mir, mich auf alles gefasst zu machen.“ So fragte er sich, was er wohl tun würde, falls das Schlauchboot sinkt: „Sollte ich den anderen Flüchtlingen helfen? Würde ich sie überhaupt retten können?“ Als der Moment der Überfahrt gekommen war, beschlossen er und die anderen Bootsinsassen, dass sie sich nicht helfen und auf Abstand zueinander gehen würden, falls das Boot sinken sollte. „Damit wir uns nicht gegenseitig ertränken.“

Fast noch wichtiger als Kleidung und Proviant war elektronisches Equipment: ein Handy und ein externes Ladegerät. Samir kaufte sich für die Flucht extra ein neues Smartphone für 200 US-Dollar: „Ich hatte nur einen Rucksack mit einer Jacke und Wanderstiefeln. Auf meinem Smartphone hatte ich GPS. Das war wichtig, um den Weg über die Grenze zu finden.“ Außerdem installierte er verschiedene Landkarten und Programme, die auch im Offline-Modus funktionierten. Da auf der Flucht Diebe lauern konnten, versteckte er das Geld, das er für die Flucht benötigte, am gesamten Körper: „In meiner Unterhose, in einem Geheimfach mit Reißverschluss und am Gürtel meiner Hose.“ Seinen Reisepass ließ er in der Türkei zurück: „Tut mir leid, ich kann nicht verraten, wo genau ich ihn versteckt hatte.“ Erst als er in Deutschland angekommen war, ließ er sich das Reisedo-

kument nachschicken. Erneut zeigt sich, wie gut sich die Flüchtlinge vorher informiert hatten.

War interpersonelle Kommunikation über soziale Netzwerke oder das Handy schon vor der Abreise eine wichtige Informationsquelle, wurde diese nach der Abreise zur zentralen Informationsquelle. Wenn man Abraham Maslows Bedürfnispyramide (vgl. Katz, Blumler und Gurevitch 1974) als Grundlage nimmt, dann geht es im Überlebenskampf auf der Flucht vor allem um physiologische und Sicherheitsbedürfnisse (die elementaren menschlichen Grundbedürfnisse), wie Nahrung, körperliche Unversehrtheit und Schutz. Eng damit verknüpft sind spezifische Informationsmotive – das Bedürfnis nach Sicherheit durch Wissen – etwa zu Fluchtrouten, Grenzübertreten, ‚Relief- and Rescue‘-Initiativen von internationalen Hilfsorganisationen, Zugang zu Nahrung und Wasser sowie zu Ladestationen für das Handy und kostenlosen ‚WiFi-Spots‘.

Pieper, Kuster und Tsianos (2011) sprechen von einem „Wissensreservoir“ (ein Äquivalent zu kognitiven Motiven), „das analog zu den restriktiven Praxen des Kontrollregimes beständiger Aktualisierung bedarf, um schneller zu sein als dessen gegenwärtiger Stand.“ Laut Youssef, dem Arabischlehrer, änderte sich „die Situation jeden Tag: Heute konnte die ungarische Grenze geschlossen sein, morgen aber wieder offen.“ Stündlich kontrollierte er auf *Facebook* die aktuellen Entwicklungen, um sofort reagieren zu können. Kein ‚traditionelles‘ Medium (von denen er ohnehin abgeschnitten war) hätte ihm in dieser Situation helfen können. Durch den Massenexodus hat sich ein neuer Markt für elektronisch mediatisierte Kommunikation entlang der Migrationsrouten entwickelt. Händler warten bereits hinter den Grenzposten oder an Ortseingängen, um die Flüchtlinge mit (zum Teil völlig überteuerten) SIM-Karten zu versorgen. Nichtregierungsorganisationen bieten kostenlose Apps auf Arabisch an, die bei der Navigation durch einen Transitstaat helfen sollen. Darüber hinaus stellen sie Solarmodule zur Verfügung, an denen die Flüchtlinge unterwegs ihre Handys aufladen können.

Einige Befragte nutzen auch Hotels mit Internetverbindung oder die ‚WiFi-Spots‘ in Zügen oder an anderen öffentlichen Orten, um sich kurzzeitig über *WhatsApp* zu verbinden. „Wir hatten zwar alle ein Handy, aber nur einer in unserer Gruppe Internet. Das war teuer, daher kaufte nur er den Zugang und wies unserer Gruppe den Weg“, erzählte Khaled, der 20-jährige Schüler. Laut Youssef war „der Zugang zu sozialen Medien und Instant Messengern auf der Flucht sogar wichtiger als Geld.“ Denn wenn das Geld ausgehe, so der Arabischlehrer, „dann kannst du durch diese an neues kommen.“ Horst und Taylor (2014), die sich mit der Rolle von Handys in der grenzüberschreitenden Kommunikation von Migranten aus Haiti in der Dominikanischen Republik beschäftigt haben, zeigen in ihrer Studie, wie der Mobilfunk andere Mobilitätssysteme (Geld, Handel, etc.) substituiert. Auch bei den syrischen Flüchtlingen vermittelte das Handy zwischen diesen Systemen, wie Youssef bestätigte: „Für Geldtransfers brauchte ich einen Scan meines Reisepasses, den ich ganz einfach über *WhatsApp* oder *Viber* verschickte.“ Auch



Jameela, die Hausfrau aus Aleppo, erzählte: „Als uns das Geld in Ungarn ausging, transferierte der Bruder meines Mannes welches aus Russland.“

Eine schnelle Verifikation von Informationen ist vor allem an den Knotenpunkten wichtig, wo Schmuggler auf ein Geschäft warten oder Diebe lauern konnten. Wer in einer relevanten Nachrichtensituation (zum Beispiel einer Entscheidungssituation mit mehreren Alternativen) oder in einer akuten Notlage ein Informationsdefizit empfindet, versucht dieses aktiv zu überwinden (Schweiger 2007, 96). Diese situative Relevanz von Informationen erklärt die ‚Uncertainty Reduction‘-Theorie mit „negative emotional reactions“ in Krisen (Boyle et al. 2004, 155). Die aktive Informationssuche zielt darauf, die situative Unsicherheit zu reduzieren. Alle Befragten hatten von Fällen gehört, wo Schmuggler die Prämie kassiert hatten und die Flüchtlinge dann im Niemandsland aussetzten. Vertrauenswürdige Quellen kamen auch hier erneut aus dem persönlichen Umfeld: „Meine Freundin war mir zwei Schritte voraus. Immer, wenn sie sich mit dem Internet verbinden konnte, schickte sie mir eine *WhatsApp*-Nachricht“, erzählte Mona, die Soziologiestudentin. „Die zweite Quelle war ein Freund, der Deutschland schon erreicht hatte. Wir kommunizierten ebenfalls über Messenger und *WhatsApp*.“

So etablierte sich während der Sommer- und Herbstmonate 2015 ein Informationskreislauf, der nach dem Prinzip der Solidargemeinschaft funktionierte: Flüchtlinge, die sich bereits am Zielort befanden, informierten Gleichgesinnte auf der Flucht sowie Migrationswillige in der Heimat. Die Flüchtlinge im Transit versorgten sowohl die Landsleute, die ihnen unmittelbar folgten, mit Informationen als auch Migranten in Europa, die diese aktuellen Hinweise wiederum über ihre Netzwerke verbreiteten. Aus den informations-suchenden Rezipienten vor der Flucht wurden auf der Flucht zunehmend Partizipanten, die Informationen über soziale Medien und Instant Messenger sowie ‚face-to-face‘ im Prozess der Verifikation teilten. „Immer an den Start- und Endpunkten erhielt ich neue Instruktionen“, erklärte Samir. „Jedes Mal, wenn ich eine neue Region erreichte, kaufte ich mir eine SIM-Karte und schrieb einem Freund, um zu wissen, was der nächste Schritt war.“

Man kennt dieses Verhalten, das an ein ‚early warning system‘ erinnert, aus anderen Studien zu Kommunikationsprozessen in Migrationskontexten. Harney (2013) hat gezeigt, wie sich Flüchtlinge in Neapel gegenseitig vor Polizeieinsätzen warnen und DaPonte (2015, 30) beschreibt die „self-organisation through *WhatsApp*“ als „emergency broadcast network“ in Flüchtlingslagern, „to give warnings when flooding occurred at the camp.“ Die Motive, die zu einer Verbreitung solcher Informationen (über interpersonelle Kommunikation, aber auch über ‚user-generated content‘ in sozialen Netzwerken) animieren, gewinnen im Transitprozess umso mehr an Bedeutung, da der Schutzmechanismus, der gegenüber der Familie und Freunden, aber auch gegenüber der Schicksalsgemeinschaft der anderen Flüchtlinge greift, auch für jeden selbst antizipiert wird. Da in der

vorliegenden Studie ausschließlich Flüchtlinge befragt wurden, die es erfolgreich nach Deutschland geschafft haben, kann aber nicht automatisch davon ausgegangen werden, dass die Solidargemeinschaft alle Flüchtenden erreicht.

Soziale Motive durften auf der Flucht keine Rolle spielen. Oft setzten die Flüchtlinge (wenn überhaupt) nur ein kurzes Lebenszeichen an die Familie ab, um kostbares und überlebensnotwendiges Telefonguthaben zu sparen. Manche Flüchtlinge waren während der Flucht von der Außenwelt komplett abgeschnitten, weil sie keinen Internetzugang hatten und von anderen Flüchtlingen abhängig waren. Wer von den Schmugglern versteckt in einem Auto transportiert wurde, wusste oft nicht einmal, in welchem Land er sich gerade befand, geschweige denn in welcher Stadt. Einige Befragte hatten bis zur Ankunft in Deutschland keinerlei Kontakt zu ihren Familienangehörigen.

### ***Postmigrations-Phase***

Wenn man von ‚gefühlten‘ Informationsdefiziten sprechen kann, dann in dieser dritten und letzten Phase. Die meisten Befragten zeigten sich erstaunt, enttäuscht und teilweise auch wütend darüber, was sie in Deutschland erwartete: überfüllte Flüchtlingslager, tagelanges Anstehen und Warten, um sich registrieren zu lassen, Sozialämter, die dem Andrang an asylsuchenden Menschen in keiner Weise gewachsen waren, schlechtes Wetter, Fremdenfeindlichkeit, Verständigungsprobleme und die Ungewissheit, wie es weitergehen sollte. „Wenn wir das gewusst hätten, wir wären nicht gekommen“, war der meist einvernehmliche Tenor in den Fokusgruppen und auch in den Leitfaden-Gesprächen überwogen die kritischen gegenüber den positiven Stimmen. Keiner der Befragten gab sich dem naiven Glauben hin, dass ein Leben in Deutschland ohne Probleme sei (was durchaus als eine sozial erwünschte Reaktion gewertet werden kann), aber insgesamt sagten doch fast alle, dass sie sich einen Job erhofft hatten und auch, ihre Familie sofort nachholen zu können. Einige Befragte hatten eine Wohnung erwartet und waren erstaunt darüber, nun in einem Flüchtlingsheim leben zu müssen.

In diesem Beitrag geht es nicht um die Konstruktion von Nationenbildern und Images, daher scheint weitere Forschung dazu notwendig, wie und warum es zu der Diskrepanz zwischen den Vorstellungen vom und den realen Verhältnissen im Zielland kommen konnte. Ein Grund dürfte sicherlich das positive Deutschlandbild sein, das sich über Jahrzehnte in den Köpfen vieler Menschen im Nahen Osten festgesetzt hat: „Ich wollte immer nach Deutschland, weil das Land einen exzellenten Ruf genießt. Damit meine ich die Wirtschaft, die Industrie und auch die humane Seite“, sagte Amir, der Hairstylist, der seine Ausbildung bei dem deutschen Kosmetikonzern *Wella* in Beirut gemacht hatte: „Nach meiner Ankunft wurde mir klar, dass mein Bild über Europa nur ein Produkt meiner Fantasie gewesen war.“ Der 20-jährige Majed ließ sich von Erzählungen beeinflussen: „Ich habe mich nicht mit Deutschland und der Lage der Flüchtlinge hier beschäftigt. Ich dachte ja, ich komme ins Paradies. Zumindest hatte ich das so von Bekannten

gehört.“ Dabei hätten es beide besser wissen können, was dafür spricht, dass auch kognitive Dissonanz (vgl. Festinger 1957) für das Zerrbild verantwortlich ist, wie das Beispiel von Amir zeigt: „Mein Sohn war schon ein paar Wochen vor mir in Deutschland und sagte, Berlin sei gar keine Traumstadt. Aber das hat mich nicht überzeugt.“ Vermutlich muss man an dieser Stelle zurück an den Anfang der Informationsschleife gehen: Da sich die Flüchtlinge vor ihrer Abreise gut informiert fühlten, kamen sie gar nicht erst auf die Idee, dass sie einem Irrtum aufsitzen könnten. Ihre Verzweiflung und Notlage machen auch die Schmuggler mit falschen Versprechungen zu Geld. Die Sehnsucht ist groß, den positiven Gerüchten über Europa mehr Glauben zu schenken als den negativen, woran sich auch die Hoffnung knüpft, einer der Glückspilze zu sein, die es am Ende doch zu etwas bringen.

Zuversicht und Optimismus strahlten vor allem die jungen und ungebundenen Befragten aus sowie diejenigen, die eine bestimmte „coping strategy“ (Khawaja et al. 2008) entwickelt hatten, etwa ihren Glauben oder ein autosuggestives Mantra („ich werde hart arbeiten“). Weniger überrascht waren auch die Teilnehmer, deren Verwandte schon seit längerer Zeit in Deutschland oder in anderen europäischen Ländern lebten (was bei einigen Befragten der Fall war) sowie die Flüchtlinge, die schon mal selbst in der Vergangenheit in Europa gewesen waren (eher die wenigsten). Diese hatten zumindest eine Idee davon, was sie erwarten könnte, so wie zum Beispiel Samir, dessen Schwester seit drei Jahren in Göttingen studierte: „Ich habe mich gut vorbereitet und konnte keinen großen Unterschied finden zwischen den Erzählungen meiner Schwester und der Realität.“

Die Studienteilnehmer wurden auch danach gefragt, welche Botschaft sie migrationswilligen Syrern in der Heimat mit auf den Weg geben, die sich Informationen bei ihnen zur Flucht einholen wollen. Hier lassen sich drei Antwortgruppen identifizieren: Nur die wenigsten würden Freunden und Bekannten vorbehaltlos raten, nach Deutschland zu fliehen. Die meisten zeigten sich aufgrund ihrer Erfahrungen gegenüber einer Ausreise ambivalent eingestellt, wie zum Beispiel der 49-jährige Mahmoud, der aus den kurdischen Gebieten in Syrien stammt: „Wenn es die Sicherheitslage zulässt, dann würde ich der Person empfehlen, in Syrien zu bleiben. Ansonsten ist es sicher besser zu fliehen.“ Vor allem die Desillusionierten, wie der 43-jährige Yahya aus Al-Qamishli, würden in jedem Fall von einer Flucht nach Deutschland abraten: „Ich würde ein Foto vom Sozialamt schicken und sagen: Niemand sollte hierherkommen. Es ist besser mit Würde in Syrien zu sterben, als diese auf dem deutschen Sozialamt zu opfern.“ Das größte Problem für die Teilnehmer der Fokusgruppen stellte die Ungleichbehandlung von Asylbewerbern dar („Warum werden die Anträge der anderen bearbeitet, aber meiner nicht?“), da die meisten aufgrund des Informationsdefizits in Deutschland nicht verstanden, welche Gesetze und Gründe der unterschiedlichen Behandlung zugrunde lagen.

Vermutlich wird der Migrationskreislauf aber auch dann nicht unterbrochen, wenn ein Flüchtling einem Ausreisewilligen in der Heimat von der Flucht dringend abrät. Bakewell und Jolivet (2015, 2) haben gezeigt, dass nicht nur interpersonelle Kommunikation eine Rolle spielt in „shaping attitudes to migration, aspirations and decision making“, sondern jede Form von „broadcast feedback“: Dieses findet sich beispielsweise im Habitus der Flüchtlinge wieder, „in migrants’ houses, clothes, cars, or changed attitudes and behaviours.“ Witteborn (2015, 357) hat Migranten in deutschen Flüchtlingsheimen bei ihrer Identitätskonstruktion im Internet beobachtet und herausgefunden, dass vor allem *Facebook* genutzt wird, „to construct a narrative that boosts the self as a loved, admired, networked one.“ Dieses mediatisierte Selbst „contrast[s] starkly with the realities of forced migrants and their lives as a bureaucratically quantifiable category expressed through food rations and defined living space.“ Es ist aus der Uses-and-Gratifications-Forschung bekannt, dass soziale Netzwerke zum Identitätsmanagement beitragen und ein *Facebook*-Profil Teil dieser Selbststilisierung ist (vgl. z.B. Dunne, Lawlor und Rowley 2010). Ob Flüchtlinge, die Selfies mit Victory-Zeichen posten oder ein Foto von Freunden vor dem Brandenburger Tor mit einem ‚Like‘ versehen – natürlich gehen auch solche Bilder und Eindrücke in die Heimat und man kann sich ausmalen, was das bei einem kriegsmüden Iraker oder Syrer auslöst, dessen Heimatdorf in Schutt und Asche liegt.

Der Effekt des ‚broadcast feedback‘ dürfte noch zusätzlich verstärkt werden, da die meisten Flüchtlinge (wie die Befragten in den Tiefeninterviews und Gruppendiskussionen betonten) aufgrund von Sprachbarrieren und einer spartanischen Ausstattung der Flüchtlingsunterkünfte keinerlei Zugang zu Massenmedien in Deutschland haben. Dadurch fehlt ihnen – vor dem Hintergrund kognitiver (etwa: Orientierung im Alltag), sozialer und integrativer Bedürfnisse – nicht nur die Teilhabe am öffentlichen Diskurs in Deutschland (was viele Befragte bedauerten). Auch bleibt ihnen selbst in der Regel nur das Smartphone, um mit der Familie in der Heimat zu kommunizieren, arabische News-Websites zu lesen und die Langeweile mit Posts und ‚Likes‘ in den sozialen Netzwerken zu überbrücken.

## **Diskussion**

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass syrische und irakische Flüchtlinge in Europa zwar sehr genau wissen, worauf sie sich bei der Flucht aus ihrer Heimat einlassen. Über elektronisch mediatisierte und persönliche Kommunikation sowie Informationen in sozialen Netzwerken lernen sie nicht nur, die Gefahren einzuschätzen und sich auf neuralgische Momente im Fluchtprozess (Sinken des Bootes, Grenzübergang, Erschöpfung der finanziellen Reserven, etc.) vorzubereiten. Sie profitieren auch von Erfahrungsberichten anderer Flüchtlinge, die ihnen in bestimmten Situationen Handlungsmuster vorgeben (etwa das Verweigern des Fingerabdrucks in einem Transitland). Folgt man dem symbolischen Interaktionismus, dann werden fluchtrelevante Informationen, die aus interpersoneller

Kommunikation und sozialen Medien gewonnen wurden, immer wieder durch die soziale Interaktion neu bewertet und eingeordnet, so dass sich die Flüchtlinge sogar im ‚problematischen Situationstyp‘ der Flucht subjektiv gut informiert fühlten. Vor dem Hintergrund des Uses-and-Gratifications-Ansatzes wird die gesamte Anstrengung auf das Ziel der Befriedigung von Orientierungs- und Sicherheitsbedürfnissen gerichtet, so dass andere Bedürfnisse (zum Beispiel der soziale Kontakt zur Familie) auf der Flucht zurückgestellt werden.

Die vorliegende Studie deutet an, dass einige der Befragten vor ihrer Abreise Informationen ausgeblendet hatten, die den idealisierten Vorstellungen des Zielandes widersprachen. Eine solche selektive Auswahl und Ausblendung von Informationen ist als kognitive Dissonanz-Reduktion aus der sozialwissenschaftlichen Forschung bekannt und dient der Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit in schwierigen und komplexen Situationen. Der subjektive Eindruck des Informiertseins ging bei vielen Flüchtlingen spätestens in dem Moment verloren, wo sie „imperceptible“ (Witteborn 2015) wurden: bei ihrer Ankunft in Deutschland. Hier sind sie gleichermaßen alle ‚Asylbewerber‘, „the least desirable label in this world of self-presentation, as it is associated with images of being poor, needy, sick and otherwise inflicted“ (Witteborn 2015, 356). Auf einmal zählt nicht mehr, was man zuvor geleistet hat, welchen Abschluss oder Beruf man in der Heimat hatte oder in welchen Kreisen man verkehrte. Ghada, die Kosmetikerin aus Aleppo, war schockiert, dass sie in Deutschland ein Heim mit Flüchtlingen teilen muss, unter denen sich auch IS-Sympathisanten befinden: „In Syrien habe ich solche Leute gemieden. Im Leben hätte ich nicht gedacht, dass ich mal mit so jemandem Kontakt haben werde.“

Das Prinzip der ‚sozialen Unsichtbarkeit‘ wird verstärkt durch das Gefühl der intellektuellen Ohnmacht in der Fremde. Weder kennt man den öffentlichen Diskurs über Flüchtlinge in den Medien des Gastlandes, noch kann man auf diesen in irgendeiner Form einwirken – nicht einmal über die ‚Allzweckwaffe‘ der sozialen Medien, die einem in der Heimat und auf der Flucht ein Stück Selbstbestimmung und Macht gegeben hatten. „Ich würde mir wirklich wünschen, dass sie nicht denken, jeder Muslim sei ein Terrorist“, sagte Youssef. Dieser Kontrollverlust sowie der Verlust von Distinktion und symbolischem Kapital traf einige der Befragten (die ja überwiegend aus dem akademischen Milieu stammten) so unvermittelt, dass sie sich in den Interviews und Fokusgruppen zu Aussagen hinreißen ließen, wie „lieber sterbe ich in Syrien, als in Deutschland meine Ehre zu verlieren.“ Vermutlich führt diese Reaktion dazu, dass man annehmen könnte, Flüchtlinge wären prinzipiell schlecht informiert und stürzten sich kopflos ins Verderben.

Dass dem nicht so ist, obwohl den traditionellen Medien ein durchweg schlechtes Zeugnis von den Studienteilnehmern ausgestellt wurde, liegt vor allem (1) an der interpersonellen Kommunikation über Instant Messenger, soziale Netzwerke sowie ‚face-to-face‘ Kommunikation einerseits, (2) *Facebook-* und *WhatsApp-*

Gruppen als Schnittstelle zwischen Individual- und Massenkommunikation (‘information tool’ versus ‘communication tool’), wenn man Malka, Ariel und Avidar (2015) folgt, sowie (3) Massenkommunikation in Form von offenen ‘Social Media’-Websites (*Facebook, YouTube, etc.*) andererseits. Dabei vollzieht sich ein Rollenwechsel des Flüchtlings: Vor der Flucht ist er Informationssuchender (Rezipient), der Lösungen für bestimmte Probleme zu entwickeln versucht. Während der Flucht und nach der Ankunft in Deutschland wird er zunehmend zu einem Vermittler, der Informationen und Lösungswege mit anderen im Prozess des Abgleichs und der Verifikation teilt (vgl. Renckstorf und Wester 2001, 390). Hier tut sich die Frage auf, welche Informationen den Flüchtlingen hätten helfen können, um sie auf das Gastland und ein Dasein als Asylbewerber vorzubereiten? Über welche Kanäle kann man überhaupt einen Menschen erreichen, der sich subjektiv gut informiert fühlt (und daher kein Bedürfnis zu befriedigen sucht?).

Da der Informationsaustausch in allen drei Phasen des Migrationsprozesses beleuchtet wurde (Prämigration, Transit, Postmigration), wird deutlich, dass sich die Dynamiken zwischen dem Informations- und Migrationskreislauf häufig analog entwickeln. Flüchtlinge erhalten über die aufgezeigten Informationskanäle aktuelle Informationen, die ihnen in einem interpretativen Prozess bei Entscheidungen vor und während der Flucht helfen. Ihre eigenen Erfahrungen teilen sie wiederum mit anderen Flüchtlingen. Natürlich ist es ein Fehler zu glauben, dass nur soziale Interaktion bei der Migration relevant ist. Einstellungen und die Entscheidungsfindung bei Migranten werden von vielen externen Faktoren in einem interpretativen Prozess bestimmt (Bakewell und Jolivet 2015). Wenn es aber um die unmittelbare Informationssuche auf der Flucht geht, dann werden soziale Medien und Instant Messenger als zentrale Informationsquellen zu einem digitalen Kompass für Flüchtlinge.

Abschließend sei betont, dass die qualitative Studie keinen Anspruch auf Repräsentativität erhebt. Im Sample fanden sich ausschließlich ‘privilegierte’ Flüchtlinge, die eine Flucht in die Europäische Union finanzieren konnten. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass Menschen in Flüchtlingslagern (vgl. Wall, Campbell und Janbek 2015) sowie Flüchtlinge anderer Nationen denselben Informationszugang haben. Und auch die Interpretation und die Bewertung von Kommunikationsinhalten werden bei ihnen mutmaßlich anders verlaufen.

## **Förderung**

Die vorliegende Studie wurde im Rahmen eines Projektes zum Thema Migration der Berliner Medienentwicklungsorganisation *Media in Cooperation and Transition* (MiCT) realisiert, die seit mehr als zehn Jahren Medien- und Kulturprojekte in der arabischen Welt umsetzt. Ein Teil der Interviewer und der Befragten konnte dank des NGO-internen Netzwerkes rekrutiert werden. Finanziell unterstützt wurde das Vorhaben vom deutschen Auswärtigen Amt.

## Bibliografie

- Bakewell, Oliver; Jolivet, Dominique (2015): *Broadcast Feedback as Causal Mechanisms for Migration*. Oxford: University of Oxford.
- BAMF (2016): Aktuelle Zahlen zu Asyl. [https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/Asyl/statistik-anlage-teil-4-aktuelle-zahlen-zu-asyl.pdf?\\_\\_blob=publicationFile \(01/05/2016\)](https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/Asyl/statistik-anlage-teil-4-aktuelle-zahlen-zu-asyl.pdf?__blob=publicationFile (01/05/2016)).
- Baron, Luis F.; Neils, Moriah; Gomez, Ricardo (2013): Crossing New Borders: Computers, Mobile Phones, Transportation, and English Language among Hispanic Day Laborers in Seattle, Washington. *Journal of the American Society for Information Science and Technology* 65 (1), 98–108. DOI:10.1002/asi.22949.
- Benítez, José L. (2006): Transnational Dimensions of the Digital Divide among Salvadoran Immigrants in the Washington, D.C. Metropolitan Area. *Global Networks* 6 (2), 181–99. DOI:10.1111/j.1471-0374.2006.00140.x.
- Blumer, Herbert (1986): *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Berkley: Univesity of California Press.
- Bogart, Leo (1965): The Mass Media and the Blue Collar Worker. In Shostak, Arthur B.; Gomberg, William (eds.): *Blue Collar World: Studies of the American Worker*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 416–428.
- Boyle, Michael P.; Schmierbach, Mike; Armstrong, Cory L.; McLeod, Douglas M.; Shah, Dhavan V.; Pan, Zhongdang (2004): Information Seeking and Emotional Reactions to the September 11 Terrorist Attacks. *Journalism and Mass Communication Quarterly* 81 (1), 155–167.
- Chan, Michael (2015): Mobile Phones and the Good Life: Examining the Relationships among Mobile Use, Social Capital and Subjective Well-Being. *New Media & Society* 17 (1), 96–113.
- Craig, Tom; Jajua, Peter M.; Warfa, Nasir (2009): Mental Health Care Needs of Refugees. *Psychiatry* 8 (9), 352–3.
- DaPonte, Jason (2015): Clear Connections. *Index on Censorship* 44 (1), 26–30.
- Diminescu, Dana; Loveluck, Benjamin (2014): Traces of Dispersion. Online Media and Diasporic Identities. *Crossings: Journal of Migration & Culture* 5 (1), 23–39.
- Dunne, Aine; Lawlor, Margaret-Anne; Rowley, Jennifer (2010): Young People's Use of Online Social Networking Sites – a Uses and Gratifications Perspective. *Journal of Research in Interactive Marketing* 4 (1), 46–58.
- Festinger, Leon (1957): *A Theory of Cognitive Dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Frontex (2016): Migratory Routes Map. [http://frontex.europa.eu/trends-and-routes/migratory-routes-map/ \(30/04/2016\)](http://frontex.europa.eu/trends-and-routes/migratory-routes-map/).
- Harney, Nicolas (2013): Precarity, Affect and Problem Solving with Mobile Phones by Asylum Seekers, Refugees and Migrants in Naples, Italy. *Journal of Refugee Studies* 26 (4), 541–557. DOI:10.1093/jrs/feto17.
- Horst, Heather A. (2006): The Blessings and Burdens of Communication: Cell Phones in Jamaican Transnational Social Fields. *Global Networks* 6 (2), 143–159. DOI:10.1111/j.1471-0374.2006.00138.x.
- Horst, Heather A.; Taylor, Erin B. (2014): The Role of Mobile Phones in the Mediation of Border Crossings: A Study of Haiti and the Dominican Republic. *The Australian Journal of Anthropology* 25 (2), 155–170. DOI: 10.1111/taja.12086.
- Johnson, Michelle C. (2013): Culture's Calling: Mobile Phones, Gender, and the Making of an African Migrant Village in Lisbon. *Anthropological Quarterly* 86 (1), 163–190. DOI:10.1353/anq.2013.0002.
- Katz, Elihu; Blumler, Jay G., & Gurevitch, Michael (1974): Utilization of Mass Communication by the Individual. In Blumler, Jay G.; Katz, Elihu (eds.): *The Uses of Mass Communication: Current Perspectives on Gratifications Research*. Beverly Hills, CA: Sage, 19–34.
- Katz, Elihu; Gurevitch, Michael; Haas, Hadassah (1973): On the Use of the Mass Media for Important Things. *American Sociological Review* 38 (2), 164–181.

- Khawaja, Nigar G.; White, Katherine M.; Schweitzer, Robert; Greenslade, Jaimi (2008): Difficulties and Coping Strategies of Sudanese Refugees: A Qualitative Approach. *Transcultural Psychiatry* 45 (3), 489–512. DOI:10.1177/1363461508094678.
- Klepp, Silja (2010): A Contested Asylum System: The European Union between Refugee Protection and Border Control in the Mediterranean Sea. *European Journal of Migration and Law* 12, 1–21.
- Leurs, Koen (2014): Diaspora/Migration. In: Harvey, Kerric (ed.): *Encyclopedia of Social Media and Politics*. Los Angeles: Sage, 382–385.
- Lev-On, Avi (2011): Communication, Community, Crisis: Mapping Uses and Gratifications in the Contemporary Media Environment. *New Media & Society* 14 (1), 98–116. DOI:10.1177/1461444811410401.
- Lipschultz, Jeremy H. (1987): The Nonreader Problem: A Closer Look at Avoiding the Newspaper. *Newspaper Research Journal* 8 (4), 59–69.
- Lometti, Guy E., Reeves, Byron, Bybee, Carl R. (1977): Investigating the Assumptions of Uses and Gratifications Research. *Communication Research* 4 (3), 321–338. DOI:10.1177/009365027700400305.
- Madianou, Mirca; Miller, Daniel (2011): *Migration and New Media: Transnational Families and Polymedia*. New York: Routledge.
- Mahler, Sarah J. (2001): Transnational Relationships: The Struggle to Communicate Across Borders. *Identities* 7 (4), 583–619, DOI:10.1080/1070289X.2001.9962679.
- Marrouch, Rima (2014): *Syria's Post-Uprising Media Outlets: Challenges and Opportunities in Syrian Radio Startups*. Oxford: University of Oxford.
- Malka, Vered; Ariel, Yaron; Avidar, Ruth (2015): Fighting, Worrying and Sharing: Operation 'Protective Edge' as the First WhatsApp War. *Media, War & Conflict* 8 (3), 329–344.
- Meyen, Michael; Löblich, Maria; Pfaff-Rüdiger, Senta; Riesmeyer, Claudia (2011): *Qualitative Forschung in der Kommunikationswissenschaft. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Münkler, Herfried (2016): Die Mitte und die Flüchtlingskrise: Über Humanität, Geopolitik und innenpolitische Folgen der Aufnahmeentscheidung. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66 (14–15), 3–8.
- Newell, Bryce C.; Gomez, Ricardo; Guajardo, Verónica E. (2016): Information Seeking, Technology Use, and Vulnerability Among Migrants at the United States-Mexico Border. *The Information Society* 32 (3), 176–191. DOI:10.1080/01972243.2016.1153013.
- Noll, A. Michael (ed.) (2003): *Crisis Communications: Lessons from September 11*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Nyamnjoh, Henrietta M. (2014): *Bridging Mobilities: ICTs Appropriation by Cameroonians in South Africa and The Netherlands*. Leiden: Langaa.
- Panagakos, Anastasia N.; Horst, Heather A. (2006): Return to Cyberia: Technology and the Social Worlds of Transnational Migrants. *Global Networks* 6 (2), 109–124. DOI:10.1111/j.1471-0374.2006.00136.x.
- Parham, Angel Adams (2004): Diaspora, Community and Communication: Internet Use in Transnational Haiti. *Global Networks* 4 (2), 199–217. DOI:10.1111/j.1471-0374.2004.00087.x.
- Pieper, Marianne; Kuster, Brigitta; Tsianos, Vassilis (2013): Transnationale Akteur\_innen der Migration: Gender – Netzwerke – Assemblagen: Methodologische und methodische Überlegungen im Zeichen einer neuen Ontologie. In: Gruhlich, Julia; Riegraf, Birgit (Hg.): *Geschlecht und transnationale Räume: Feministische Perspektiven auf neue Ein- und Ausschlüsse*. Münster: Westfälischer Dampfboot Verlag, 229–249.
- Pieper, Marianne; Kuster, Brigitta; Tsianos, Vassilis (2011): Making connections. Skizze einer net(h)noGRAFischen Grenzregimeanalyse. In Leistert, Oliver; Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, 223–43.
- Piga, Andrea (2007): Mediennutzung von Migranten: Ein Forschungsüberblick, in: Bonfadelli, Heinz; Moser, Heinz (Hg.): *Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum?*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 209–234.



- Powers, Shawn; O'Loughlin, Ben (2015): The Syrian Data Glut: Rethinking the Role of Information in Conflict. *Media, War & Conflict* 8 (2), 172–180. DOI: 10.1177/1750635215584286.
- Renckstorff, Karsten; Wester, Fred (2001): The ‚Media Use as Social Action‘ Approach: Theory, Methodology, and Research Evidence So Far. *Communications* 26 (4), 389–419.
- Ritchie, Jane; Lewis, Jana; Elam, Gilliam; Tennant, Rosalind; Rahim, Nilufer (2014): Designing and Selecting Samples. In: Ritchie, Jane; Lewis, Jana; McNaughton Nicholls, Carol; Ormston, Rachel (eds): *Qualitative Research Practice. A Guide for Social Science Students and Researchers*. Los Angeles: Sage, 111–145.
- Rubin, Alan M. (2002): The Uses-and-Gratifications Perspective of Media Effects. In: Bryant, Jennings; Zillmann, Dolf (eds.): *Media Effects. Advances in Theory and Research*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 525–548.
- Ruggiero, Thomas E. (2000): Uses and Gratifications Theory in the 21st Century. *Mass Communication & Society* 3 (1), 3–37. DOI:10.1207/S15327825MCS0301\_02.
- Schweiger, Wolfgang (2007): *Theorien der Mediennutzung: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Thomas, Minu; Lim Sun S. (2010): On Maids, Mobile Phones and Social Capital—ICT Use by Female Migrant Workers in Singapore and its Policy Implications. In: Katz James E. (ed.): *Mobile Communication: Dimensions of Social Policy*. New Jersey: Transaction, 175–190.
- Vertovec, Steven (2004): Cheap Calls: The Social Glue of Migrant Transnationalism. *Global Networks* 4 (2), 219–224. DOI:10.1111/j.1471-0374.2004.00088.x.
- Wall, Melissa; Campbell, Madeline O.; Janbek, Dana (2015): Syrian refugees and Information Precarity. *New Media & Society*. Online First. DOI:10.1177/1461444815591967, 1–15.
- Wallis, Cara (2013): *Technomobility in China: Young Migrant Women and Mobile Phones*. New York: NYU Press.
- Wilding, Raelene (2006): ‚Virtual‘ Intimacies? Families Communicating across Transnational Contexts. *Global Networks* 6 (2), 125–142, DOI:10.1111/j.1471-0374.2006.00137.x.
- Witteborn, Saskia (2015): Becoming (Im)Perceptible: Forced Migrants and Virtual Practice. *Journal of Refugee Studies* 28 (3), 350–367. DOI:10.1093/jrs/feuo36.
- Zetter, Roger (2007): More Labels, Fewer Refugees: Remaking the Refugee Label in an Era of Globalization. *Journal of Refugee Studies* 20 (2), 172–192. DOI:10.1093/jrs/fem011.

**Anke Fiedler** (Dr. phil.) ist Wissenschaftlerin am Department für Information und Kommunikation der Université libre de Bruxelles (ULB) in dem EU-geförderten Forschungsprojekt INFOCORE „(In)Forming Conflict Prevention, Response and Resolution: The Role of Media in Violent Conflict“  
Email: afiedler@ulb.ac.be